



RAINER WITTKAMP
SCHNECKENKÖNIG

Kriminalroman

grafit

Nettelbeck und Täubner mit seinen wässrig grünen Augen erwartungsvoll an.

»Es geht um eine Leiche, deren Herkunft Sie nicht einordnen können, ist das richtig?«
Nettelbeck nickte. »Uns fehlt jeglicher Anhaltspunkt. Wir wissen nicht einmal, von welchem Kontinent er kommt.«

Täubner nahm die Leichenfotos aus dem Umschlag und reichte sie dem Professor.

Der Wissenschaftler sah sie aufmerksam an. Hin und wieder lächelte er. Schließlich sortierte er drei Fotos aus.

»Es handelt sich um einen Westafrikaner. Zweifelsfrei. Und zwar um einen Ghanaer. Vermutlich aus der Brong-Ahafo-Region«, er betrachtete erneut die drei Fotos, »ja, der Mann ist vom Stamm der Aduana. Könnte in der Umgebung von Sunyani aufgewachsen sein, an der Grenze zu Côte d'Ivoire. Aber in dem letzten Punkt möchte ich mich nicht festlegen.« Mit einem verschmitzten Lächeln sah Prof. Habeck seine Besucher an, wohl wissend, wie perplex sie waren.

»Sie fragen sich bestimmt, wieso ich das so genau einordnen kann.«

Nettelbeck und Täubner nickten.

»Dafür muss ich Ihnen die Bedeutung von Narben in der afrikanischen Kultur ein wenig erläutern.«

Der Wissenschaftler stand auf und zog ein großformatiges Fachbuch aus einem der Regale, ein von ihm selbst verfasstes anthropologisches Standardwerk. Er platzierte es vor den Kommissaren auf dem Tisch und schlug es auf.

»Vereinfacht gesagt, unterscheiden wir für den afrikanischen Kulturraum drei Arten von Narben. Zuerst einmal Schmucknarben, die sowohl Körperschmuck sind als auch eine spirituelle Bedeutung haben. In Burkina Faso zum Beispiel bekommen die Kinder der Dagara Narben ins Gesicht geritzt, um zu zeigen, dass sie unter dem Schutz der Schlange stehen. So können sie bei der Wiedergeburt erkannt werden. Dann gibt es Narben, mit denen die Menschen von Krankheiten befreit werden sollen. In der Voodoo-Religion Westafrikas versuchen Heiler mit dem Ritzen von Narben, böse Geister zu vertreiben.«
Habeck deutete auf das Foto eines Mannes aus Benin, dessen rechte Wange eine halbmondförmige Narbe aufwies. »Hier handelt es sich nicht um eine kontrolliert gesetzte Narbe in einer traditionell vorgegebenen Form, sondern der Schnitt erfolgte während einer religiösen Heilekstase. Dadurch erklärt sich die Formlosigkeit.«

Der Wissenschaftler blätterte ein paar Seiten weiter, legte dann eines der Leichenfotos neben eine Buchabbildung – Nettelbecks und Täubners unbekannter Toter hatte eine fast identisch aussehende Narbe wie der Afrikaner in dem Fachbuch.

»Ihrem Toten wurde eine Narbe geritzt, die seine Stammeszugehörigkeit zeigt. In Ghana hat jedes Gebiet eine spezielle Narbe, sodass man dadurch einen Menschen direkt seinem Stamm zuordnen kann. Diese Tradition ist immer noch stark verbreitet. Und diese hier«, er legte seinen Finger auf die Narbe des toten Afrikaners, »weist ihn eindeutig als Stammesangehörigen der Aduana aus.«

Nettelbeck wechselte einen Blick mit Täubner, wandte sich dann wieder Prof. Habeck zu. »Sind Sie sich absolut sicher? Sie schicken unsere Ermittlungen damit in eine Richtung, die wir als Laien nur schwer abschätzen können.«

»Hundertprozentig. Eine ähnliche Narbe ist mir von keinem anderen Stamm bekannt.« Prof. Habeck klappte das Buch zu. »Können Sie mir sagen, wie der Mann umgekommen ist?«

»Er wurde erstochen«, erwiderte Nettelbeck, »die entsprechenden Fotos hat mein Kollege vorher aussortiert.«

Der Wissenschaftler lächelte. »Ist vielleicht auch angebracht bei einem alten Mann.« Er klappte das Fachbuch zu und schob es Nettelbeck hin.

»Behalten Sie es. Ich habe noch ein paar Exemplare. Und viele davon werde ich sowieso nicht mehr brauchen.«

Mit einem Kopfschütteln schloss Irina Eisenstein die Tür von Martin Nettelbecks Büro. Seltsam, welche Informationen der Erste Kriminalhauptkommissar benötigte. Und was für eine lange Liste sie für ihn abarbeiten sollte. Aber sie war ja gewarnt worden. Nettelbeck galt als unberechenbarer Außenseiter. Als jemand, den viele der Kollegen nicht mochten, einige sogar offen ablehnten. Selbst zu ihr, die als jüngste Angestellte im Ermittlungsdienst gerade mal den ersten Verwaltungslehrgang absolviert hatte, war sein Ruf schon durchgedrungen. Trotzdem, sie fand Nettelbeck ausgesprochen höflich und angenehm zurückhaltend. Außerdem war sein Auftrag eine Abwechslung zu den üblichen Schreibearbeiten und Protokollaufnahmen, die sie sonst zu erledigen hatte.

Was jedoch seinen jüngeren Kollegen mit den rötlichen Haaren betraf, war sich Irina Eisenstein weniger sicher. Der Blick, mit dem er sie die ganze Zeit über betrachtet hatte, entsprach definitiv nicht ihrer Vorstellung von höflicher und angenehmer Zurückhaltung. Die würde sie ihm noch beibringen müssen.

Nettelbeck saß an seinem Schreibtisch, in Julius Habecks Fachbuch vertieft. Nebenher machte er sich Anmerkungen in einem Notizbuch. Sorgfältig und konzentriert. Es war ein jungfräuliches Notizbuch, seiner neuen Position angemessen. Mit strapazierfähigem, schwarzem Balacroneinband, abgerundeten Ecken, einem Gummizugverschluss und einer Einstecktasche hinten. Aus tintenfestem Papier, 80 g/m², 96 Blatt. Keine Bestandware für LKA-Beamte, sondern selbst bezahlt und somit Nettelbecks Privatbesitz.

Täubner richtete unterdessen an seinem PC das LKA-interne Mailprogramm ein. »Ich bin ja neu hier. Gibt es eventuell noch mehr solcher Kolleginnen?«

Nettelbeck schwieg.

»Sie ist ja wirklich bildhübsch.«

Erneut bekam Täubner keine Antwort.

»Wie heißt sie noch mal?«

»Irina Eisenstein.«

»Seltener Name.«

»Sie ist Russlanddeutsche.«

»Ach ja? Kennst du sie näher?«

»Sie ist dreiundzwanzig Jahre alt. Holt nebenher auf dem Abendgymnasium das Abitur nach. Will später Jura studieren. Brauchst du auch noch ihre Körbchengröße?«

»Die würdest du mir wirklich besorgen? Im Ernst?«

Nettelbeck konnte sich das Grinsen nicht verkneifen. Sein Telefon klingelte und er hob ab, hörte eine Weile zu, blickte dann auf seine Armbanduhr. »Nein, nein, zwölf Uhr ist perfekt. – Selbstverständlich werde ich pünktlich sein. – Das versteht sich doch. Bis später, Irina.«

Beseelt lächelnd legte Nettelbeck den Hörer auf und schaute versonnen ins Nichts.

Täubner hatte gebannt zugehört. »Du hast eine Verabredung mit Irina?«

»*Wir* haben eine Verabredung.« Nettelbeck stand auf und steckte sein Notizbuch ein. »In einer Stunde. Mit Botschafter Jumah.«

Die Botschaft der Republik Ghana befand sich schon zu DDR-Zeiten in der Stavangerstraße, im ehemaligen Pankower Diplomatenviertel. In Sichtweite lagen die Botschaften von Bosnien-Herzegowina, Eritrea, Kap Verde und Kuba. Alle in den gleichen schlampig erstellten Plattenbauten, die das ostdeutsche Dienstleistungsamt für Ausländische Vertretungen den armen sozialistischen Bruderländern und Dritte-Welt-Staaten zugewiesen hatte. Mittlerweile waren es aufgemotzte Post-Plattenbauten in mediterraner Leichtbauweise. Und immer noch nicht besonders eindrucksvoll.

Nettelbeck erinnerte sich, dass er Mitte der Neunzigerjahre in einem der Botschaftsgebäude eine Gruppe Drogenhändler festgenommen hatte. Oder waren es Autoschieber gewesen? Er hatte es vergessen, konnte auch das Gebäude nicht mehr eindeutig identifizieren. Aber er erinnerte sich, dass Jutta Koschke dabei gewesen war. Und er erinnerte sich auch, dass sie sich heftig gestritten hatten.

Eine Botschaft hat viele Funktionen zu erfüllen. Zuerst einmal dient sie als völkerrechtliche Vertretung ihres Landes, ist ein Ort intimer Gespräche mit jenen Personen, die dem Land nützlich sein können. Gleichzeitig ist eine Botschaft ihren Bürgern bei Passfragen und juristischen Angelegenheiten behilflich. So war es in Frankreich, dem Mutterland der Diplomatie, und so hat es La Grande Nation an die Welt weitergegeben.

Der Botschafter der Republik Ghana war seinem großen Vorbild Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord in vielen Dingen gar nicht mal so unähnlich. Die Kunst des diplomatischen Taktierens und die notwendigen Tricks beherrschte seine Exzellenz Arthur Kutu Jumah jedenfalls perfekt.

Der Botschafter begrüßte Nettelbeck und Täubner mit würdevoller Eleganz und bat sie in

sein Büro. Er war ein korpulenter Mann Mitte fünfzig, mit vielen Speckröllchen im Nacken und einem polierten Glatzkopf. Sein in der Savile Row handgefertigter Anzug, kombiniert mit Oxford-Wingtip-Schuhen, orangefarbenem Hemd, violetter Krawatte und schwerem Goldarmband, gab ihm die perfekte Hülle, die er für seine repräsentativen Pflichten brauchte. Nach Stationen in Lagos, Seoul und Ottawa betrachtete er Berlin als die Krönung seiner Laufbahn und hatte die feste Absicht, es hier noch lange auszuhalten. Und daran würde er sich von niemand hindern lassen. Schon gar nicht von zwei Berliner Kriminalbeamten.

»Danke, dass Sie bereit waren, uns so kurzfristig zu empfangen, Eure Exzellenz«, sagte Nettelbeck, zwang sich zur Andeutung eines Lächelns.

Botschafter Jumah lächelte dreifach breit zurück, ließ dann seinen Besuchern Kaffee und Kekse mit ghanaischer Schokolade servieren.

»Sie möchten Auskunft über einen unserer Staatsbürger?«, fragte er mit britischem Akzent.

»Ja.« Täubner reichte dem Botschafter die Fotos des Unbekannten. »Dieser Mann wurde gestern Morgen tot aufgefunden.«

Nettelbeck nippte an seinem Kaffee. »Wir vermuten, dass er aus der Region Brong-Ahafo stammt.«

Der Botschafter betrachtete die Fotografien sorgfältig. »Wie ist denn sein Name?«

»Den konnten wir bislang noch nicht in Erfahrung bringen.«

»Aber Sie sind sicher, dass der Tote Ghanaer ist? Wie kommen Sie darauf?«

Täubner deutete auf eines der Fotos, auf dem die Narbe des Toten besonders gut zu erkennen war. »Ein Anthropologe hat diese Narbe eindeutig als ...«, Täubner warf seinem Kollegen einen hilfeschendenden Blick zu.

Nettelbeck schaute in sein Notizbuch und ergänzte dann: »Er hat sie dem Stamm der Aduana zugeordnet.«

Botschafter Jumah ließ ein gutmütiges Lachen hören. »Die Wissenschaft und der schwarze Kontinent. Gibt doch immer wieder Anlass zu den merkwürdigsten Missverständnissen. Das uralte Thema.«

»Missverständnisse?«, fragte Nettelbeck.

»Richtig. Aus, vorsichtig formuliert, kultureller Befangenheit.« Jumah fixierte erneut die Fotos, dann gab er sie zurück. »Tut mir leid, der Mann irrt sich gewaltig. Ich komme selber aus der Brong-Ahafo-Region, bin also mit unseren traditionellen Stammesnarben bestens vertraut.«

»Sie können also keine Übereinstimmung mit den Narben der Aduana erkennen?«, fragte Nettelbeck.

»Möglicherweise eine vage Ähnlichkeit. Und das auch nur bei einem flüchtigen Blick. Wahrscheinlich hat Ihr Wissenschaftler etwas durcheinandergebracht.«

Täubner hüstelte und stand auf. »Exzellenz, darf ich einmal kurz den Men's Room

aufsuchen?«

Der Botschafter nickte huldvoll.

Der junge Ghanaer, der ihnen den Kaffee und das Gebäck serviert hatte, saß jetzt am Empfang und schaute Täubner fragend an, als dieser aus dem Büro des Botschafters kam.

»Kann ich Ihnen helfen?«

»Eventuell. Arbeiten Sie regelmäßig hier am Empfang?«

»Ja, allerdings nur noch bis Ende des Monats. Dann wechsle ich an unsere Botschaft in Washington D. C.«, erwiderte er in makellosem Deutsch. »Wird auch langsam Zeit«, schob er mit einem Grinsen nach.

»Gefällt es Ihnen in Berlin nicht?«

»Die Stadt ist klasse. Nur manche Typen hier sind gewöhnungsbedürftig.« Er nickte in Richtung des Botschafterbüros.

»Tja, Chefs«, antwortete Täubner, nun ebenfalls grinsend. »Das kenne ich auch.« Er holte ein Foto aus seiner Tasche und legte es auf die Empfangstheke. »Haben Sie diesen Mann schon einmal gesehen?«

Der Ghanaer warf nur einen kurzen Blick auf das Bild. »Der war vor etwa acht Tagen hier.«

»Können Sie sich an den Namen erinnern?«

»Nein, tut mir leid.«

»Aber es war ein Ghanaer?«

»Definitiv. Ich habe selbst mit ihm gesprochen.«

»Warum kam er denn?«

»Eine Visaangelegenheit, die sich jedoch nicht klären ließ, da die zuständige Kollegin Urlaub hatte. Deshalb wollte er noch einmal wiederkommen.«

»Hat er das getan?«

»Nein.«

»Gibt es denn jemanden, der den Mann kennt? Einer Ihrer Kollegen?«

»Ich wüsste niemanden.«

»Es muss doch irgendetwas Schriftliches geben. Wurde sein Besuch nicht im Computer eingetragen?«

Der Ghanaer schüttelte den Kopf. »Nein, das hätte die Kollegin gemacht, die abwesend war. Wir haben ihn auf den übernächsten Tag vertröstet. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Das ist schlecht.«

»Ich könnte Ihnen allerdings einen Tipp geben, wer Ihnen möglicherweise weiterhelfen kann. Seine Exzellenz braucht es ja nicht unbedingt zu erfahren.«

»Stimmt, alles müssen Chefs wirklich nicht wissen.«

»Prof. Habeck schien mir sehr sicher zu sein. Schauen Sie sich die Bilder bitte noch einmal